

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [21]

Artikel: Das Grab der Christin
Autor: Eberlein, Gustav, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eugène Isabey und Carl Spitzweg.

Zu umstehender Reproduktion.

In der Nationalgalerie zu Berlin findet sich (seit 1906) ein Gemälde von Carl Spitzweg, betitelt „Badende Frauen am Meer bei Dieppe“. Auf dem Blendrahmen steht in alter Schrift: Frauenbad in Dieppe nach Isabey von Carl Spitzweg. Das Original von Isabey gilt als verschollen. Es existieren noch zwei weitere als Spitzweg ausgegebene Kopien dieses Bildes, eine in Münchner, die andere in Dresdner Privatbesitz. Keine dieser drei Kopien (die alle ohne Bezeichnung sind) ist, nach den Forschungen des Spitzwegbiographen H. Uhde-Bernays, ganz von Spitzweg gemalt, an dem Dresdner Exemplar ist sogar seine Hand gar nicht festzustellen. In schweizerischem Privatbesitz fand ich nun vor einiger Zeit eine vierte Replik des Gemäldes, die schon deswegen ein besonderes Interesse hat, weil sie eine Bezeichnung (Ort und Datum) trägt: Paris. S: Ang. 53. (S: Ang. ist wohl eine Abkürzung für Sainte Angèle d. i. der 31. Mai). Das Bild hat fast genau dieselben Maße wie die Berliner Kopie (37 : 66 cm, Berlin 37 : 65 cm), sieht aber alttümlicher aus (auch als die andern Kopien), was schon an Hand der Vergleichung von Photographien mit Sicherheit konstatiert werden kann. Es ist mir nun sehr wahrscheinlich, daß es sich bei dieser neuen Replik um das Original Isabeyns handelt. Einmal hat das Gemälde eine alte Tradition als Isabey, andererseits ist es von hoher Qualität und trägt einen

durchaus originalen, gar nicht kopienhaften Charakter. In der Malweise ist es, soweit ich das momentan zu beurteilen vermag, mit sicheren Werken des Franzosen sehr verwandt. Auch die Signatur kann von Isabeyns Hand stammen ... Unbegründet scheint es mir und in der Beweisführung mißlungen, wenn Uhde-Bernays (dem ich seinerzeit Mitteilung von der neuen Replik machte und der diese Mitteilung [ohne Herkunftsangabe] in seinem Spitzwegbuch verwertete, ohne damals schon das Bild selbst gesehen zu haben) E. Isabey als Autor des Originals einfach fallen lassen und den wenig bedeutenden Marinemaler Gudin dafür vorschlagen will. Dagegen spricht schon sehr stark die alte Tradition der Kopien als „nach Isabey“, ferner die Qualität des Originals (nach den Kopien geurteilt). Ferner befinden, bezw. befanden sich in Hamburger Privatbesitz (laut Bötticher „Malerwerke“) motivisch verwandte sichere Werke von Isabey, so ein „Badestrand“ von 1852 (ähnliche Maße wie bei unserm Bild: 33 : 64 cm), eine Küste von St. Malo von 1853, ein „Strand“ von 1855 u. a. Sicherer Ausschluß über das Verhältnis der neuen Replik zu Isabey und zu den deutschen Kopien vermag aber nur eine Konfrontierung mit den Kopien und mit gesicherten Werken Isabeyns zu verschaffen. Ist die neue Replik das Original, so wäre ein wichtiger terminus post quem für die Entstehung der Kopien gegeben.

Dr. Hans Graber, Basel.

Das Grab der Christin.

Nachdruck verboten.

Mit zwei Abbildungen.

Nach ihm, nicht nach den Leuchttürmen, richten die Schiffer ihren Kurs. In einem Umkreis von einigen Tagereisen beherrscht es das Land. Von pyramidalen Wucht, ragt es auf aus grenzenloser Einsamkeit, riesenhaft. . . Schon nach diesen drei Sätzen wird sich jeder fragen: Das Grab einer Christin soll das sein? Und wenn ich noch hinzufüge, daß diesem gigantischen Bauwerk der Stempel der Antike so deutlich aufgedrückt ist, daß ihn ein Laie erkennen kann, wird er ausrufen: Aber damals begrub man die Christen doch in Katakomben! Es wäre ja hanebüchen gewesen, die Aufmerksamkeit der Feinde solchermaßen auf die Grabstätten der verhassten Sekte zu lenken! Wer so spricht, braucht nun auch den Mut zum Stolz nicht mehr zu scheuen. Denn: Generationen und Abergenerationen kamen nicht auf diesen scheinbar so naheliegenden Gedanken, durch Jahrhunderte und Aberhunderte vererbte sich der Glaube, daß man es hier mit dem Grab einer Christin zu tun habe, drei Nationen taufeten den Bau mit diesem Namen. Das heißt, die Spanier wiederholten nur den Fehler der Araber, indem sie deren Kbur-Rumia in Fuesa de la Christiana übersetzten, die Franzosen machten daraus einen Tombeau de la Chrétienne, unter welcher Bezeichnung das imposante Denkmal längst vergangener Zeiten noch heute bekannt ist und selbst in den sachlichen Handbüchern aufgeführt wird. Ebenso geheimnisvoll und irreführend wie sein Name ist auch die Geschichte des Grabes. Den Eingang konnte man nicht. Zahllose Sagen und Legenden wußten aber von den unermesslichen Schätzen zu berichten, die unter dem kolossalen Steinhäufen schlummerten. An seiner Nordseite entdeckte man wohl eine Türe, aber sie erwies sich als blind, und den Türstoß zierte ein Kreuz. Das war den Arabern oder Türken Beweis genug, daß außer den brauchbaren Schätzen auch der allahverfluchte Leib eines Rumi dahinter verborgen lag! Und also hatte das Kind zunächst einmal einen Namen.

Darauf gerieten die Spanier im sechzehnten Jahrhundert auf den Gedanken, daß sie vor dem Mausoleum Cavas ständen, jenes über alle Maßen schönen Mädchens, das der Gotenkönig verführt hatte, worauf der mächtige Vater der Unglücklichen aus Rache Spanien den Muselmännern auslieferte. Natürlich

bemächtigten sich auch alsbald die Märchenerzähler des dankbaren Gegenstandes. Einmal bemerkte ein Hirte, der in der Nähe sein Vieh weidete, daß seine Lieblingskuh allmählich verschwand, seltsamerweise aber am Morgen friedlich wieder inmitten der Herde ging. Da faßte er eines Nachts Mut und ging ihr nach: sie schlug den Weg zu dem Grabmal ein, und, kaum war sie vor dessen Mauern, schien es, als ob die sich plötzlich aufzutäten und hinter ihr sogleich wieder schlössen. Der Hirt, nicht faul, hängte sich das nächste Mal im entscheidenden Augenblick an ihren Schwanz und geriet so in diesen algerischen Sesam. Die Taschen voll Gold kehrte er auf dem nämlichen Wege zurück. Unnötig hinzuzufügen, so schließt die Mutter in der ersten Kolonie Frankreichs das Märchen, daß der brave Hirt diesen nächtlichen Spaziergang öfters wiederholte.

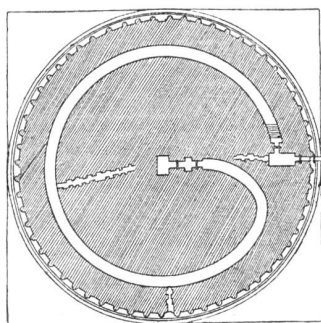
Ein andrer Mal fiel ein Araber in die Hände eines Christen, der ein gar schlimmer Zauberich war. Er versprach dem Gefangenen, ihm die Freiheit zurückzugeben, wenn er in das Grab ginge und dort gegen Osten gewendet ein magisches Papier verbrenne, das er ihm auch gleich in die Hand drückte. Zitternd gehorchte er. Kaum war das Papier in Rauch aufgegangen, als die Mauern sich auftaten, und — o Wunder! — ein breiter Strom blanker Goldstücke flutete heraus, fort, hinüber nach Spanien in die Hände des lachenden Hexenmeisters.

Aber dieses Mittel scheint nur einmal geholfen zu haben; denn die zu Algier residierenden Herren Seeräuber griffen zu praktischeren Zauberformeln: zu Kanonen. Allein die ungeheure kompakte Steinmasse schüttelte die Kugeln ab wie ein Pferd die Fliegen. Nun befahl Sala Reis, der Pascha, einer Anzahl Christensklaven, die er eben auf der weiß welchen Meeren zusammengeräubert hatte, eine Bresche in die Mauer zu brechen. Nach kurzer Zeit mußte die Arbeit aufgegeben werden, denn große Schwärme giftiger schwarzer Hornissen dezimierten die Goldsucher. Ein Dei nach dem andern setzte die Versuche seines Vorgängers fort, immer mit demselben Mißerfolg. Mehr litt das Bauwerk unter der Vorliebe der Eingeborenen, aus den Steinen Geschützkegel zu formen. Nicht einmal die Erdbeben richteten soviel Schaden an wie die Zerstörungswut der Enttäuschten.

Erst da der Gelehrtenfleiß als letztes Aufgebot ins Feld rückte, zerstob das Geheimnis der Sphinx. Auf Kosten Napoleons III. wurde an eine planmäßige Untersuchung des Bauwerkes gegangen, und als selbst nach Begräunung des Schutts und viermonatelangem Suchen kein Eingang gefunden wurde, erfolgte ein direkter Vorstoß ins Herz des Rätsels: ein Schacht wurde gegraben und ein Tunnel, im Innern der Erde stiegen die zähen Forscher unmittelbar aufwärts und kamen so in die Schatzkammer. Ihre fiebernden Augen fanden sie — leer. Ausgeraubt bis auf den letzten Knochen. Die Weltgeschichte hatte sich wieder einmal einen Wiß gestattet. Immerhin, die mühselige Arbeit Verbruggers und Mac-Carthy's war des Schweizes wert, die Wissenschaft ging nicht mit leeren Händen aus.

Auf einem Bergkegel, der als einer der letzten in der Kette des Sahel 260 Meter aus dem Küstenstrich aufsteigt, erhebt sich bis zu annähernd Turmhöhe das Grab der Christin. Die Höhenwirkung (rund vierzig Meter) wird stark beeinträchtigt durch die Breite, die an der Basis einen Durchmesser von nicht weniger dem 64 Metern aufweist. Wenn sich dieses Grabmal auch nach Größe und Bestimmung den ägyptischen Pyramiden vergleichen läßt, weicht es in der Form doch völlig von diesen ab: ein ungeheurer Ke gel, jetzt Regelstumpf, der auf einen stark gedrückten, trommelförmigen Zylinder aufgesetzt ist, den ein Gürtel von sechzig griechischen (!) Säulen schmückt. Leider fehlt den meisten das Kapitell. Ich machte mich deshalb auf die Suche nach den wichtigen Ornamenten. Schon nach kurzer Zeit erwies sich mir das Glück als hold. Die biederen Kabylen in dem benachbarten Duar, die von einer hochwohlthöblichen Kolonialverwaltung zu „Wächtern“ des Grabes bestellt sind, hatten nämlich mit den schönen jonischen Kapitellen den — Mißhaufen garniert. Das ist so die französische Pietät.

Der massive Bau wurde aus großen Schnittsteinen konstruiert, die zum Teil mit Bleikammern zusammengehalten waren, ein Material, das den Janitscharen, den Herren des Landes bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, sehr zweckmäßig erschien, daraus Flintentugeln zu gießen. Vier große Türen schauen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen, sind aber nur Blendtüren und mit großen Kreuzen geschmückt, die meines Erachtens mehr zu der falschen Ramengebung des Monuments beitragen als das rein ornamentale Kreuz über der nördlichen Türe. Mühte man von der Spitze des Grabes nicht einen Ausblick genießen, der mindestens zwei Baedekersterne wert ist? Gedacht, getan. Da des Hauses — ich meine die Eingeborenenhütte — redlicher Hüter irgendwo in der stachlichten Wildnis den Schlaf des Gerechten pflog, gewann ich einen seiner Sprößlinge gegen ein gutes Badschisch, mir als Führer zu dienen. Er hatte die Kletterei besser los als ich, schlug auf der Höhe angekommen die Beine untereinander und grüßte mir zu. Meinen französisch gehaltenen Vorwurf widerlegte er mit dem logischen Einwand,

DIESCHWEIZ
18906Grundriß des
„Grabes der Christin“.

daß ich ihm ein Extratrinkgeld schulde, weil er zuerst oben gewesen. Im übrigen, drückte seine Geste aus, verstehe er nur arabisch. Aber — ah, dieses Schauen! Bei uns zu Lande würde man neben dem Tombeau sofort einen Aussichtsturm mit elektrischem Aufzug errichten. Der Blick ist entschieden großartiger als der von der Cheopspyramide. Rings um den Bau lastet die drückende Einöde, drüben aber schimmert in Türkisblau das Meer, alle Buchten lassen sich unterscheiden, und der mächtige Sattel des Chenoua, der seine Füße so schroff und trübig in die salzige Flut stemmt. Und jenseits das Gebirge! Kette an Kette hinter-, übereinander. Ueber die grünen Ausläufer des Sahel die braunen Züge des Tell, über jene

hinauswachsend in riesenhafter Herrlichkeit der Atlas. Der dort mit dem Schnee auf dem alles überragenden Haupte, das ist der Dschebel Djurdjura *) — er, der das Himmelsgewölbe trägt. Nun versteht man die antike Sage. Nach diesen augenfälligen großen Umrissen kommt einen das Verlangen an, auch die Täler, die ausgetrockneten Flußbette, die Duars und europäischen Kolonistendörfer da unten mit Namen kennen zu lernen; für einen halben Franken schwindelt der Knirps von Führer aber, daß die Geographie der ganzen Gegend ins Wackeln gerät.

Wieder auf sicherem Boden, zündet er eine Fadel an. Dann holt er aus seinem weiß gewesenen Haif, der zugleich Hemd ist, ein monströses Instrument hervor, das man mit wohlmeinender Phantasie als Schlüssel ansprechen kann. Nun kann es losgehen. Sesam, tu dich auf!

Zu dem Eingang, der von den Forschern natürlich bald gefunden war, nachdem sie das Herz der geheimnisvollen Gruft in Händen hielten, muß man einige Stufen hinuntersteigen, worauf man, es ist unter der östlichen Blendtüre, zunächst in einen Vorraum gelangt von der Größe eines mittleren Zimmers, dessen Höhe eine aufrechte Haltung ermöglicht. Von hier scheint ein Gang direkt in das Zentrum des Riesens-

*) Vgl. oben in diesem Jahrgang S. 110 ff.



Das «Grab der Christin» (Mausoleum Zuba's II.) im alten Mauretania (S. Algerien).

freies, den der Bau wie gesagt in seiner Basis darstellt, zu führen, doch entpuppt er sich bald als Sackgasse. Dagegen öffnet sich rechts eine Art Portal, das zwei Sculpturen von mäßiger Ausführung schmücken, ein Löwe und eine Löwin, die sich gegenüberstehen. Auf sieben Stufen steigt man nun hinauf zu einer Galerie, die, sogleich erwacht dieser Gedanke, ins Allerheiligste führt. Der Gang ist in Form eines Tonnengewölbes gebaut, wie ein Tunnel, möchte man sagen, durch den Steinwall gehöhrt. Von genügender Breite und Höhe, daß zwei Menschen nebeneinander gehen können, beschreibt er einen fast vollen Kreis von 150 Metern, biegt aber, in der Nähe des Ausgangspunktes angekommen, scharf ab und zieht die Spirale bis zum Mittelpunkt. Hier erweitert er sich zu zwei aneinanderstoßenden Kammern, in die in Reihhöhe Nischen eingelassen sind. In keiner hat man etwas von Bedeutung gefunden, nur ein paar Perlen aus seltenen Steinen und Schmucküberreste lagen verstreut umher. Die unbekannteren Räuber, die niemand weiß wie und wann in das Grab eingedrungen, hatten gründliche Arbeit gemacht.

Es ist einem nicht gerade recht behaglich zumute, so allein durch das ewige Dunkel des langen Ganges zu tasten; denn man fühlt sich ganz in die Gewalt des von der Kultur unbededeten Führers gegeben, der freilich als Grund, warum er hinter dem Fremdling marschiert, angeben kann, auf diese Weise werfe er ihm den ohnehin sehr kärglichen Tackelschein voraus. Doch der Ansturm der Gedanken, die den Geist in die graue Vorzeit entführen, läßt ein eigentliches Gefühl der Unruhe nicht aufkommen. In Zwischenräumen von je drei Metern sind kleine Nischen in der Wand angebracht, die zur Aufnahme der Lampen dienten, was Aschenspuren beweisen. Sie und da stößt man auch auf Haufen von Tonscherben, die mir weniger römischen Ursprunges zu sein scheinen als vielmehr verraten, daß die Keramik der Babylonier, noch heute in Blüte, schon vor Jahrtausenden einen Erwerbszweig des rauhen Bergvolkes bildete.

Wer aber baute nun das Mausoleum — denn ein solches ist es ohne Zweifel — welche Schattengäste nahm es auf?

Pomponius Mela, ein lateinischer Geograph, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte, gibt die Antwort darauf: er spricht in seiner Beschreibung des Bauwerks von einem „monumentum commune regiae gentis“. Ein Königsgrab!

Von der Höhe des Berges aus beherrscht es das ganze Land, nur von Caesarea aus war es seltenerweise nicht sichtbar. Dort aber war die Residenz des genialsten Herrschers, den je das nachchristliche Nordafrika trug: Jubas II. In ihm verband sich das wechselreiche Geschick und die Tatkraft eines Alexander mit dem Kunstsinne eines Praxiteles, die Weisheit eines Sokrates mit dem Scharfblick eines Lykurg. Sein Vater, Juba I., hatte als König von Numidien Partei ergriffen für Pompejus gegen Caesar und war unterlegen. Sein Söhnchen wurde zu Rom vom Diktator im Triumphe aufgeführt. Als Spielgefährte des Octavian wuchs es dort auf, und Caesar war ein so weitherziger Protektor, daß der erwachsene Juba das Schwert für ihn gegen Antonius und die Kleopatra zog. Octavian wurde Augustus, als Kaiser schenkte er dem Jugendgespielen ein Königreich und eine Gemahlin, die aus dem Liebesbunde Antonius' und Kleopatras hervorgegangene schöne Selene. Nun erklimmte Juba schnell den Gipfel seines Ruhmes. Einer der ersten war er, der, wohl aus Klugheit, den göttlichen

Augustuskult einführte, und sein Geist, weit über die Grenzen seines Reiches Mauretanien hinausgreifend, umspannte die ganze Welt. Er wurde Schriftsteller, Geograph, Kunstkritiker und selbst Künstler; kein Gebiet der Wissenschaft, worüber er nicht Bücher schrieb. Er las selbst die Lateiner, Karthager, Griechen und Orientalen. Aber dank seiner hellenischen Erziehung war sein Innerstes durch und durch mit edelm griechischem Geiste erfüllt. Die Athener errichteten ihm eine Statue. Plinius der Ältere schöpfte aus seinen Quellen, Plutarch nicht minder. Und Caesarea, das Vol der Phönizier, das nach dem Sturze Karthagos in die Hände der Mauren gefallen war, das heutige Cherchel wurde als Jubas Residenz zu solcher Pracht gehoben, daß die ganze Provinz davon zehren konnte. Ein Luxus, wie ihn das kaiserliche Rom kaum größer kannte, überwucherte Theater, Thermen und Stadien; der Zirkus mit seinem dreiteiligen Siegestor hatte ein Ausmaß von einem halben Kilometer! Meterdicke ionische Granitsäulen — deren einige wenige heute als Ruhebänke in den Anlagen dienen! — trugen die Hallen, auf Marmorplaster trat der Fuß der eleganten Welt. Schiffe ohne Zahl kreuzten zwischen Vol und Rom und Athen. Die Bildhauer fanden in Mauretanien eines ihrer besten Absatzgebiete. Schließlich verbot der Kaiser, Mauretanien als Verbannungsort zu wählen, „da man dort doch nur von einem Rom in das andere komme“.

Juba war seiner Zeit vorausgeeilt, ein Titus und Trajan seinem Lande geworden. Einem so überragenden Geiste gebührte ein ebensolches Denkmal nach seinem Tode. In dem „Grab der Christin“ — und nun empfindet man die ganze Lächerlichkeit dieses Namens — schuf er es sich selbst. Vielleicht wurde er durch seine Gattin, die ja eine Ägypterin war, zu einer Königsgruft von der Großartigkeit der Pyramiden angeregt, sicher ist jedoch, daß er von dieser Bauweise bewußt sich emanzipierte, indem er sich das Grabmal seines großen Ahnen Massinissa zum Vorbild nahm, das noch heute in der Provinz Constantine stehende sogenannte Medracen, das aber bedeutend kleiner ist. In einer Wildnis, die Wüste war, in einer Einsamkeit von trostloser Dede türmte er Stein auf Stein, ließ ihnen aber seine griechische Künstlerhand. Der Eingang mußte Geheimnis bleiben, um die Toten von aller Welt abzuschließen, vor dem wühlenden Hunger der wilden Tiere und der Habgier der Menschen zu schützen. Welch feierliche Prozessionen mag der geheimnisvolle Spiraleingang gesehen haben! In der Vorkammer scheint die Einäscherung der Leichen vorgenommen worden zu sein.

Zunächst verzehrten die läuternden Flammen den königlichen Leib Selenens. Erst ein Viertelfahrhundert später folgte ihr in das Reich der Schatten ihr hoher Gemahl. Ptolemaios, beider Sohn, der von den unvergleichlichen Geistesgaben seines Vaters nichts, dagegen von seiner Großmutter Kleopatra das ausschweifende Leben geerbt hatte, wurde im Theater zu Rom, wo sein kostbarer Mantel größere Bewunderung erregte als der des Kaisers, von ihm, Caligula, aus Reid verhaftet und in den Kerker geworfen, wo er verschmachtete. Es darf aber als sicher angenommen werden, daß seine Asche in die heimliche Erde überführt und im königlichen Mausoleum beigeseht wurde. Nun schlossen sich für immer die Steine, das große Geheimnis webte seine Schleier um eines der seltensten Baudenkmäler der alten Welt ...

Gustav W. Eberlein, Zürich.

Volkslied

Sonne glüht überm Felde,
Wolkenschatten hier und da,
ferne Stimmen und die Klänge
Einer Ziehharmonika.

Und ich lausche lang hinüber,
Heiß und schläfrig liegt das Land;
Nur das Lied klingt leis herüber
Schön und stolz vom Vaterland.

Und dann eine alte Weise,
Wie ich nimmer sie gehört,
Und ich lauschte lang und länger,
Wurde mir das Herz betört.

Grub den Kopf in meine Hände,
Weiß nicht, wie mir da geschah —

Fernher klang die alte Weise
Und die Ziehharmonika ...

Emil Schibli, Bern.